

Hanno Kautz

## Das Geschenk der Briten

Spuren der englischen Kolonialzeit 50 Jahre  
nach der indischen Unabhängigkeit

Indien vom 30. 11. 1997 bis 2. 3. 1998,  
betreut von der Friedrich-Ebert-Stiftung

# Inhalt

Zur Person	604
Alles relativ	604
Einfach weitergemacht	605
Dynastie und Demokratie	606
Made in India	612
Eine Frage der Ehre	616
„This is a cat“	617
Tanz zwischen den Kulturen	620
Shakespeare auf indisch	621
Im Olymp des Amtsschimmels	622
Die Waffen der Maharadschas	623
Das Lächeln der Queen	624
Midnight's Children	625
Die letzten Eindrücke	627



*Hanno Kautz*, Jahrgang 1968; nach dem Abitur Volontariat und Arbeit als Redakteur bei den Westfälischen Nachrichten, fester freier Mitarbeiter für das Tauchmagazin Aquanaut; anschließend eineinhalbjährige Reise durch Lateinamerika, Arbeit als Freier Journalist; seit 1994 in Köln: Regie und Redaktion verschiedener TV-Magazine für den Kabelkanal, Super-RTL, Vox, WDR; Praktikum und freie Mitarbeit bei der Deutschen Welle (Radio); außerdem Student in der Endphase: Lateinamerikanische Geschichte, Romanistik, Mittlere und Neuere Geschichte (*Barcelona/Köln*). 1997-1998 mit der Heinz-Kühn-Stiftung in Indien.

## Alles relativ

Heute Köln, morgen Delhi - na und? Wer längere Zeit in Entwicklungsländern gelebt hat und gereist ist, redet sich ein, ein Land schon vor seiner Ankunft zu kennen. So viel Ignoranz muß bestraft werden: mit neuen Eindrücken, Gedanken, Situationen, Begegnungen, Anregungen. Danke: eine tolle Strafe.

Indien verstehen zu wollen - wenigstens das ist nach drei Monaten klar - ist ein hoffnungsloses Unterfangen. Eine Milliarde Menschen sind einfach zu viel, um sich ein definitives Bild ihres Zusammenlebens zu machen. Allgemeingültige Wahrheiten gibt es über den Subkontinent nicht. Es geht nur um Ausschnitte eines komplexen Gebildes. Aber diese Ausschnitte dann publizieren zu wollen, ist eigentlich anmaßend. Denn: Mit genau dergleichen Berechtigung, mit der ich mich in Indien für die Heinz-Kühn-Stiftung auf die „Spuren der Kolonialzeit“ begeben habe, hätte ich mich auch fragen können, wie das Land sich 50 Jahre nach seiner Unabhängigkeit eben von diesen Auswirkungen der britischen Fremdherrschaft befreien konnte, wie wenig die Kolonialzeit heute noch eine Rolle spielt. Das Ergebnis dieser Recherche wäre mindestens ebenfalls 30 Seiten wert gewesen. Und dann trinkt man seinen Tee in irgendeinem gottverlassenen indischen Dorf und stellt sich automatisch die Frage, warum man diese Frage überhaupt stellt.

Keine Angst: Drei Monate Indien haben mich nicht an den Rand des Wahnsinns getrieben, aber zumindest das zwanghafte Bedürfnis eines jeden deutschen Journalisten, eindeutig bewerten und einordnen zu wollen, relativiert.

## Einfach weitergemacht

„Wie englisch?“ Die grauen Augen des alten Mannes blitzen auf. „Sehen sie sich doch um. Hier ist alles englisch.“ Zufrieden über seine prägnante Antwort schneuzt sich Nigel Hankin die Nase. Im selben schnoddrigen Ton herrscht der Wahllinder britischer Herkunft dem turbantragenden Taxifahrer, einem Sikh, die Richtung ins Ohr. „Das Bildungssystem, die Architektur, das politische System, die Jurisdiktion - einfach alles. Die haben einfach da weitergemacht, wo wir aufgehört haben.“ Aus der ersten Person Plural spricht Stolz. Das liegt in seiner Biographie begründet: Denn Nigel gehörte als Beamter der „High Commission“ - die Engländer vermeiden bis heute das Wort „Botschaft“ als Name für ihre Vertretungen in ehemaligen Kolonialgebieten - zu dem Team, das vor gut 50 Jahren die englische Herrschaft über Indien etwas überhastet beendete. Im Gegensatz zu den meisten seiner Kollegen ist Nigel Indien treugeblieben. Bis 1947 arbeitete er weiter als Beamter, machte sich dann selbständig. Im Ruhestand wärmte er erneut seinen Kontakt zur High Commission auf und führt jetzt einen erlesenen Kreis von Gästen durch „sein“ Delhi. „Auf den Spuren der Kolonialherren“, lautet sein Auftrag heute, und Nigel hat Schwierigkeiten, die Route zusammenzustellen. Denn, so seine Theorie, England ist ja überall. Und wenn Nigel durch die Gärten des „Rashtrapati Bhavan“, der Residenz des indischen Staatspräsidenten, schreitet, scheint die Vergangenheit ihn wirklich wieder einzuholen. „Hier haben wir unseren Tee getrunken“, schmunzelt der Beamte a. D. gedankenverloren vor einem Brunnen im Schatten des ehemaligen Palastes des englischen Vizekönigs. Und es ist nicht schwer sich auszumalen, wie die Gentlemen ganz in Weiß hier vor gut 50 Jahren ihre Tassen zum Mund geführt haben - mit abgespreiztem Finger, versteht sich.

Dieser Palast, der damals Regierungs- und Verwaltungssitz der Engländer war, ist nahtlos von der indischen Unabhängigkeitsbewegung in Beschlag genommen worden. Dem Vorschlag von Mahatma Gandhi, den Palast des englischen Vizekönigs als Krankenhaus umzurüsten, folgte man nicht. Wenn man schon fast eins zu eins die Westminster-Demokratie übernommen hatte, konnte man auch ohne Probleme die zu Stein gewordenen Insignien der Macht ähnlich nutzen. Nur das Standbild von George V. im Zentrum von Neu-Delhi war den Indern dabei ein Dorn im Auge. Allerdings erst 13 Jahre nach dem Ende der Fremdherrschaft. Erst dann reifte der Entschluß, das Erinnerungsstück an die britische Krone vom Sockel zu stoßen. Was blieb, ist ein steinerner Baldachin mit einer Krone auf dem Dach gleich gegenüber vom Gate of India, einem Torbogen, der an die für England gefallenen indischen Soldaten erinnern soll. Aber kein indischer Held der Unabhängigkeitsbewegung hat bislang den Platz von George V. eingenommen. Denn irgendwie ist der Platz unter dem Baldachin dann doch etwas Besonderes, so daß sich über die Besetzung des Sockels unter der Krone hervorragend diskutieren läßt. Welcher Inder hätte das verdient? Viele, alle - und eigentlich keiner.

## Dynastie und Demokratie

Bedächtigt schreitet Nigel den Halbkreis der Standbilder britischer Vizekönige und Eroberer am sogenannten „Coronation Ground“ nördlich von Old Delhi ab. Was aussieht wie andächtiger Respekt, ist in Wirklichkeit tiefste Verachtung. „Hier manifestiert sich die abgrundtiefe Ignoranz einiger meiner Landsleute“, kramt der britische Kolonialbeamte a. D. in seinen Erinnerungen. Denn was weit entfernt von der Stadtgrenze unerwartet zwischen Müll und Sumpf in einer Senke auftaucht, sollte nach Meinung Seiner Majestät 1911 zum bedeutungsvollsten Platz von Indien mutieren. Hier wurde George V. zum „Emporer of India“ gekrönt, hier verkündete er die Verlegung des britischen Herrschaftszentrums von Calcutta nach Delhi, ja hier sollte nach Wunsch des Königshauses das entstehen, was jetzt im Süden der Stadt mit jedem Tag weiter wächst: Neu Delhi. „Neu Delhi hier bauen zu wollen, war ein Witz“, schmunzelt Nigel. Das Königshaus hatte nämlich völlig vergessen, erst die Städteplaner zu fragen, als man sich entschied, hier den Grundstein für das neue britische Verwaltungszentrum von Indien zu legen. Das Ergebnis der nachträglichen Untersuchungen: Neu Delhi wäre im Sumpf versunken - also Umzug in den Süden. Doch selbst wenn Nigel über die Arroganz seiner Landsleute lacht, auch er kann sich von einer gewissen Überheblichkeit gegenüber seinen heutigen Mitbürgern nicht freisprechen. Seine Methode, mit den - aus europäischem Blickwinkel - unglaublichen Unzulänglichkeiten im indischen Alltag klarzukommen, ist blanker Zynismus. Was sollte sich nach den Wahlen in diesem chaotischen asiatischen Subkontinent schon ändern, fragt der Brite lakonisch. „Die Inder sind einfach noch nicht reif für unsere Form der Demokratie.“ Daß die europäische Form der Staatsführung der Weisheit letzter Schluß ist, steht für ihn dabei außer Frage.

Aber daß diese Form nicht einfach auf fremde Kulturen übertragbar ist, zeigt sich besonders deutlich bei der ereignisreichsten Zeit in der indischen Politik: bei der Mehrheitsfindung, im Wahlkampf. Eine große Show überzieht das Land, mit Reden, Gerüchten, Versprechungen, Unruhen - und Toten. Mit diesem tragischen Spektakel war der Subkontinent in den vergangenen Jahren mehr als gesegnet. Indien erlebt die dritten Wahlen in nur einem Jahr. Die Jain-Kommission, beauftragt mit der Aufklärung des Mordes an Rajiv Gandhi, bringt zutage, daß amtierende Regierungsmitglieder den Auftrag zu den tödlichen Schüssen gegeben haben. Die Nachricht schlägt ein wie eine Bombe und bringt die amtierende Regierung zum Stolpern: Unvereinbar stehen sich UF (United Front), BJP (der politische Arm der Hindu-Nationalisten) und Congresspartei gegenüber. Die Frage, die die Gemüter beschäftigt: Wird Sonia Gandhi, Rajivs Witwe, ihr Gesicht für die Wiederbelebung der maroden Congress-Partei hergeben? Als sie Unterstützung im Wahlkampf verspricht, werden Zweifel an der Redlichkeit ihrer Motive laut. Und außerdem: Was kann ihr Engagement schon nützen . . . ?

Stumm starren 200 000 Augen auf den Agitator im Nehru-Look. Eine undankbare Aufgabe: Der Mann mit dem weißen Schiffchen auf dem Kopf

soll die Menge in Jais, einem kleinen Dorf in Uttar Pradesh (UP), im Nord-Osten von Indien, auf die Ankunft des Stars der Wahlkampfveranstaltung vorbereiten. Doch seine beschwörende Stimme krächzt durch blecherne Lautsprecher und verhallt im Staub über den Köpfen der sitzenden Menschenmasse. „Sonia Gandhi“ - der Name der vermeintlich zentralen Figur im indischen Wahlkampf verlangt eigentlich nach Zustimmung. Zumindest hier. Denn Jais liegt im Wahlkreis von Amethi, einer traditionellen Hochburg der Congress-Partei. Hier hat Indiens ehemaliger Premierminister Rajiv Gandhi, Sonias verstorbener Ehemann, kandidiert. Hier gewann er dreimal ein Direktmandat für die „Lok Sabha“, das indische Parlament. Ganz in Familientradition: Schon seine Mutter, Indira, und sein Großvater, Jawaharlal Nehru, zogen in benachbarten Bezirken in den Wahlkampf. Und das nicht ohne Grund. Denn Uttar Pradesh, der größte indische Bundesstaat, ist in 85 Wahlkreise, d. h. 85 Direktmandate aufgeteilt. Das ist viel, angesichts einer Gesamtzahl von 545 Sitzen im indischen Parlament insgesamt. Wie es Ranjit Bhusan, Chefreporter eines indischen Nachrichtenmagazins auf den Punkt bringt: „Wer in UP verliert, kann die Wahlen nicht gewinnen.“ Und die Congress-Partei ist auch hier drauf und dran, den Kürzeren zu ziehen. Im Heimatland der Gandhi-Dynastie ist der Wahlkampf kein Heimspiel. Trotz Zugpferd Sonia Gandhi.

Das Rotorengeräusch läßt den Sprecher stocken. Das, was ihm während der letzten zwei Stunden nicht geglückt ist, schaffen zwei Helikopter am Himmel. Die Menge springt auf, überstimmt die Lautsprecher. Bedächtig setzen die Hubschrauber inmitten eines Meeres winkender Arme zur Landung an. Eine mächtige Staubwolke weht in die Augen der Wartenden. Sonia schickt der Himmel.

Selbstgefällig lehnt sich Sunder Singh Bhandari, Vizepräsident der Bharatya Janata Party (BJP), in seinem Sessel zurück. Von seinem Büro in der Landeshauptstadt, Lucknow, koordiniert Singh den Wahlkampf der BJP, dem Hauptgegner des Congress: „Eine beachtliche Menschenmasse. Aber wem nützt das?“ Aus seinen anerkennenden Worten spricht Zynismus: „Sonia unterstützt einen verlorenen Kampf.“ Sie könne so viele überfüllte Wahlveranstaltungen besuchen wie sie wolle, wenn sie nicht auf bessere Kandidaten baue: „Die Congress-Partei hat gute Mediziner, aber schon tote Patienten.“ Das sieht der politische Gegner - jedenfalls offiziell - ganz anders. Mit dem Einstieg von Sonia Gandhi, so wird überall verbreitet, sei ein Ruck durch die Congress-Partei gegangen. Von der Spitze bis zur Parteibasis: „Die Soldaten gehen wieder in den Kampf“, so Dr. Ramesh Dixit, Sprecher der Congress-Partei in UP. Auch sein Boss, Congresspräsident Sitaram Kesri, heuchelt Zustimmung: „Sonia has already caused a wave. We will win.“ Doch von einer Welle der Begeisterung ist - zumindest in der Heimat der Gandhis - nichts zu spüren. Nicht ohne Schrecken hat man dort aufgenommen, daß sich Sonia lediglich im Wahlkampf engagiert, nicht aber um ein Direktmandat kämpft. „Ich will meine Kraft für das ganze Land einsetzen“, liest die gebürtige Italienerin ihre Rede vor der Menge in Jais in gebrochenem Hindi vom Blatt ab. Die Interpretation

bleibt den Zuhörern überlassen. So ist man in diesem Wahlkreis auf zweifelhafte Alternativen angewiesen: Satish Sharma (Congress), der als ehemaliger Petroleumminister seine Taschen zu füllen wußte, und Sanjay Singh (BJP). Singh, ein Ex-Congress-Anhänger hatte es nur seiner ehemaligen Parteimitgliedschaft zu verdanken, daß eine Mordanklage gegen ihn fallengelassen wurde. Er steht unter dem Verdacht, den Mann seiner jetzigen Geliebten umgebracht zu haben. „Wir haben die Wahl zwischen einem Dieb und einem Mörder“, hört man vereinzelt am Rande der Wahlkampfveranstaltung von denjenigen, die sich nicht vom Heraufbeschwören „alter Zeiten“ täuschen lassen. Denn in keiner der Ex-Gandhi-Wahlbezirke ist eine wirkliche Begeisterung für Sonia und damit für die Congress-Partei zu spüren.

Einen Tag nach der Wahlkampfveranstaltung wehen in den Städten und Dörfern von UP die Farben der Gegner. Der Congress versucht sich dagegen in Grabenkämpfen, klagt den politischen Kontrahenten an, die Wahlkommission unter Druck zu setzen. „Das Grundproblem unserer Partei ist, daß jeder erstmal um seine eigene Stellung kämpft“, geben resignierte Congressmitarbeiter zu. Sie selbst haben dieses Rennen verloren, zumeist zugunsten von Outsidern, die sich vor Ort nicht engagieren. Wie in Rae Bareli, dem alten Wahlkreis von Indira Gandhi. Auf den Straßen tobt der Mob, nur nicht im Namen der Partei, die hier einen ihrer Stammsitze hatte. Während die politischen Gegner draußen agitieren, ist im Congressbüro von Rae Bareli Teepause und miese Stimmung. Man hat zwar von hier aus erfolgreich den Massenauflauf in Jais organisiert, aber seit gestern ist man wieder mit der Realität konfrontiert: Und die heißt Shiela Kaul, eine Cousine von Indira Gandhi. Diese Kandidatin bekommt die Parteibasis allerdings nie zu Gesicht, weil sie sich lieber in Delhi hofieren läßt, als vor Ort in den Wahlkampf einzugreifen. Congress wird auch in Rae Bareli keine Chance haben, die Wahlen zu gewinnen.

So kann die BJP getrost auf ihre nationalistischen Parolen vertrauen. Einer ihrer Hardliner, Dr. Joshi, Ex-Präsident der BJP, ist Kandidat in der ehemaligen Heimat von Nehru, Allahabad: „Wir brauchen keine Strategie gegen Sonia“, gibt sich der Brahmane zuversichtlich. „Ihr Engagement für Congress sollte die Erosion der Partei stoppen. Aber selbst jetzt verlassen die Leute noch massenweise die Partei.“ Der Blick in die in- und ausländische Presse scheint Joshi allerdings Lügen zu strafen: „Sonia storms Amethi“ wird die „Times of India“ am nächsten Tag dichten, und alle Blätter auf dem Subkontinent werden wie besessen weiterhin das angestrengte Winken der Gandhi-Witwe auf ihrer ersten Seite veröffentlichen. Nach jeder Wahlveranstaltung. Die indischen Medien und die Weltpresse scheint an der Wahl-Inderin einen Narren gefressen zu haben und läuft Gefahr, Realitäten zu übersehen: „Die Massenmedien lieben nichts mehr als einen Markennamen, und es gibt keine größere politische Marke als die Gandhis“, analysiert Andrew Whitehead, ehemaliger BBC-Korrespondent in Delhi, die Rolle seiner Zunft im indischen Wahlkampf. Und wirklich: Vergleicht man die Probleme eines durchschnittlichen Wählers mit den

Berichten der englischsprachigen Presse im Land, findet man kaum Gemeinsamkeiten. Wenn in den Artikeln nicht dauernd „Indien“ geschrieben stände, könnte man meinen, sich zu Wahlkampfzeiten in einem x-beliebigen Land der „Ersten Welt“ aufzuhalten. Um Sonia wird dabei auf gleiche Art und Weise Personenkult betrieben, wie um ihre Kollegen in Europa. Ein Sonia-Effekt wird konstatiert, ohne sich aus den Redaktionsstuben der Großstädte herauszubewegen. Törtchenjournalismus soll Wählerverhalten analysieren, obwohl keiner die Grundlage für eine Prognose, nämlich die Zahl der potentiellen Wähler, überhaupt wirklich kennt. Die weibliche Wählerin aus dem Mittelstand wird zum Thema gemacht, ohne daß diese (rein zahlenmäßig) für den Ausgang der Wahl irgendeine Bedeutung hätte. Nur wenige indische Chefredakteure geben so offen zu wie Vinod Mehta, daß diejenigen, die am wenigsten wissen, was wirklich im Land vor sich gehe, Journalisten und Politiker seien. „Nicht nur die Mächtigen haben sich vom Volk entfernt. Auch die Medien distanzieren sich meilenweit vom Puls der indischen Zeit“, so sein Chefreporter Ranjit Bushan selbstkritisch. Eine politische und journalistische Europäisierung überrolle Indien.

Sonia Gandhi jedenfalls hat sichtbare Schwierigkeiten, die ihr angedichteten Erwartungen zu erfüllen. Mühsam hebt sie ihren Arm, um ganz in Rajiv-Manier der jubelnden Menge zu winken. Für einen Augenblick könnte man vergessen, daß es sich bei diesem Menschenauflauf um eine organisierte Wahlveranstaltung und nicht um eine spontane Sympathiebekundung handelt. Die Züge des Medienstars bleiben versteinert. Kein gewinnendes Lächeln, keine Natürlichkeit, keine Massenwirkung. Nur widerwillig beugt sie sich der Aufforderung der Fotografen, noch einmal an den Rand des Podiums zu treten. Doch die Menge skandiert einen anderen Namen: „Priyanka“, Sonias und Rajiv Gandhis Tochter. Als direktem Nachfahren der Gandhis wird ihr insgeheim mehr politische Bedeutung für die Zukunft beigemessen als Sonia je haben wird. Böse Zungen behaupten sogar, daß die Mutter nur in den Wahlkampf zieht, um ihren Kindern die politische Karriere zu sichern. „Und ihr werdet auch die Congress-Partei wählen?“, lacht Priyanka in die Menge. Ein langgezogenes „Ja“ läßt hoffen. Dem Auftritt der Gandhis ist in letzter Sekunde Spontanität zuteil geworden.

Unerbittlich drehen die Rotoren. Als Letztes ist ein winkender Arm von dem neuen indischen Medienstar am Himmel zu sehen, dem 100 000 Hände antworten. Die Helikopter verschwinden am Horizont, die Menge verliert sich auf sandigen Straßen in kilometerlangen Staus.

Sonia Gandhi betritt bei ihrem Wahlkampf in Uttar Pradesh bedeutungsschwangeren Boden. Sie wirbelt Staub auf, hinterläßt aber keine Spuren. „From Gandhi to Sonia - Congress is India“ - der Wahlslogan der indischen Traditionspartei ist unwirklicher denn je. Dennoch versucht man damit den Nerv des Volkes zu treffen. Und gibt damit automatisch Stoff für die Gegner. Ist Indien nach der britischen königlichen Familie jetzt in Händen der Gandhi-Dynastie? Die Nationalisten schreien auf, ob man sich denn



nur durch Fremde beherrschen lassen wolle. Sonia Gandhi sei immerhin von Geburt Italienerin. Eine Polemik durchzieht den Wahlkampf, die ihresgleichen sucht. Ausgangspunkt ist dabei immer die indische Vergangenheit unter britischer Herrschaft. Besonders die nationalistische BJP schürt den Ausländerhaß und die Angst vor Fremdbestimmung. Daß der Aufbau einer Dynastie etwas urindisches ist und nicht nur auf die Gandhifamilie, sondern auf viele andere Familientraditionen in ganz Indien zutrifft, tritt dabei in den Hintergrund. „Das ist doch keine Frage von dynastischer Tradition, sondern von politischer Leistung“, kann sich Sharada Prasad deswegen über die Angriffe des politischen Gegners aufregen. Muß er auch, denn er ist zumindest beruflich eng mit der Gandhi-Familie verbunden. Prasad war während der gesamten Amtszeit Indira Gandhis ihr Pressesprecher. Und auch deren Schwiegertochter Sonia schreibt er die Reden für den Wahlkampf. „Es geht doch vielmehr um politisches Charisma. Und das ist für mich die Fähigkeit, Ideen in Wirklichkeit umzusetzen“, so Prasad. „Keiner weiß, ob Sonia das wirklich kann.“ Richtig zufrieden scheint der ehemalige Regierungssprecher nicht mit der Gandhiwitwe zu sein. Selbst wenn, oder besser: gerade weil er ihr die Worte in den Mund legt . . .

Die Angst der Congressanhänger ist nicht nur die Angst vor dem eigenen Machtverlust, sondern vor der bevorstehenden Dominierung des Landes durch die BJP. Eine nationalistische Partei droht das Land zu übernehmen, die - jedenfalls teilweise - faschistoide Tendenzen aufweist. Mit populistischen Parolen setzen die Hindunationalisten dabei das fort, was die Engländer vor 50 Jahren angefangen haben: Die Polarisierung der Gesellschaft nach Religionszugehörigkeit. Die Briten hatten auf Grundlage von Volkszählungen politische und wirtschaftliche Privilegien an unterschiedliche religiöse Gruppen verteilt und dadurch deren friedliche Koexistenz aufgebrochen. Ihr wichtigster Ansprechpartner war dabei die oberste Kaste der Hindus, die Bramahnen. Muslimen, Sikhs und Hindus wurden gegeneinander ausgespielt, Buddhisten, Parsen, und die Vielzahl der verschiedenen Stammesreligionen auf dem Subkontinent völlig vernachlässigt. Ashis Nandy, Soziologe und Historiker an der Universität in Delhi bringt es auf den Punkt: „The BJP is the last gift of the Brits.“ Die proklamierten Konzepte von Nationalismus und Hinduismus, so Nandy, seien alle auf Grundlage der Ideen des 19. Jahrhunderts aus Europa entwickelt worden. „Indien den Hindus“ - dieser Wahlspruch ist für Nandy nur die groteske Wiederholung eines alten überholten Konzeptes. Und einige dieser überholten Konzepte führen nicht nur nach England, sondern auch nach Deutschland zurück. Zum Beispiel auf das der 1925 gegründeten RSS (Rashtriya Swayamsevak Sangh, „Nationale Freiwilligen-Assoziation“), einer militanten Organisation, aus deren Reihen die überwiegende Mehrzahl der BJP-Mitglieder stammt. Golwakar, einer ihrer Chefideologen, schrieb schon 1938, daß „Deutschland gezeigt hat, wie nahezu unmöglich es ist, daß Rassen und Kulturen, deren Unterschiede an die Wurzel gehen, zu einem vereinten Ganzen assimiliert werden, ein gutes Lehrstück, von dem wir in Hindustan lernen und profitieren sollten“.

Eine schauerliche Form des Nationalismus, die gerade die intellektuelle Elite Indiens zum Nachdenken bringt. „Keine Zivilisation ist komplett gleich geblieben. Warum sollte Indien da eine Ausnahme bilden?“, versteht der Anthropologe Andre Beteille die nationalistische Debatte in seinem eigenen Land nicht mehr. Verbissen kämpft der Sohn eines Franzosen und einer Bengalin seit Jahren gegen reaktionäre Tendenzen in seinem eigenen Land. „Die Frage ist doch, wieviel man aus der Vergangenheit mit in die Zukunft nimmt“, so Beteille. „Das kann man jedenfalls nicht in Prozentzahlen ausdrücken. Es ist ein dialektischer Prozeß, der seinen eigenen Weg finden muß.“ Kopfschüttelnd kann der Professor an der Universität Delhi auch nur die Debatte über Sinn und Unsinn des Kastensystems verfolgen. Gesetze, die den Schutz von Minderheiten regeln, verspricht die BJP wieder abzuschaffen. Das einfache und deshalb populäre Argument: Man könne nicht erlauben, daß der Pöbel die Macht übernimmt. Und auch diese Tendenz ist zwar von den Briten nicht erfunden, wohl aber verstärkt worden. Einer, der das genau beurteilen kann, ist Mark Tully. Als Sohn eines britischen Geschäftsmannes in Kalkutta geboren, machte Tully als Engländer die typische Karriere eines Inders der Elite mit. Aufgewachsen in Indien wurde er zu Ausbildung und Studium nach England geschickt, um dann mit entsprechendem Know how wieder nach Indien zurückzukehren. Tully verband indische Erfahrungen und englische Abstammung in seinem Beruf und wurde zum erfolgreichsten ausländischen Korrespondenten des Subkontinentes. Seine Lebensweise und Lebenseinstellung in Neu Delhi sind Spiegelbild dieser Erfahrungen. Einrichtung indisch, Benehmen englisch: „Die indischen Eliten haben sich nie von ihrem kolonialen Kater erholt, bis heute nicht“, sinnt der Journalist zwischen zwei Zügen aus seiner Pfeife nach. „Und die Oberschicht hat weder eine Ideologie noch Institutionen entwickelt, die die Armen von Subjekten zu Partnern der Regierungsarbeit macht.“ Deswegen, so Tully, müsse auch die Demokratie in Indien scheitern, weil diejenigen, die von der Masse gewählt würden, diese beherrschen, nicht aber repräsentierten - genau wie es damals die Engländer, seine Landsleute, vorexerziert hatten.

Doch die Elite muß im Indien von heute um ihre alten Privilegien fürchten. Die Dalits, die Unberührbaren, organisieren sich. Und die oberen Kasten schlagen erbarmungslos zurück. Wie in Bihar: Dort organisierte eine Gruppe von Großgrundbesitzern eine kleine Privatarmee, die mit brutaler Härte gegen Arbeiter vorgeht. Das lassen sich diese natürlich nicht gefallen. Gewalt gegen Gewalt. Auch die Arbeiter greifen zu den Waffen. Ihre Organisation geht auf die Zeit der britischen Kolonialmacht zurück, als man die Fremdherrschaft bekämpfte. Heute wie damals fordert man gerechte Bezahlung, humane Behandlung und sozialen Respekt. Die Antwort der Elite ist Waffengewalt. Massaker mit über 50 Toten sind keine Seltenheit im ärmsten Bundesstaat Indiens. Auch Frauen und Kinder werden zu Opfern des Kastenkampfes. „Die kleine Elite, die nach wie vor dieses Land beherrscht, steht auf der Kippe“, so Tully nüchtern. „Große soziale Umwälzungen sind schmerzvoll, besonders hier.“

## Made in India

Amüsiert steuert Stadtführer Nigel auf einen Obstsaftverkäufer in Old Delhi zu. Er läßt sich eine leere Flasche geben, die sich nach einem verblüffend einfachen Prinzip verschließen läßt. Der Deckel besteht aus einer Kugel und einem Dichtungsring, die beide im Flascheninneren eingeschlossen sind. Zum Füllen wurde dieser Vorläufer der Mehrwegverpackung auf den Kopf gedreht und dann mit Druckluft verschlossen. „Das ist eine britische Erfindung“, weist Nigel stolz auf den Genius seiner Landsleute Anfang des Jahrhunderts hin, um gleich wieder abschätzig zu bemerken: „Aus hygienischen Gründen sind die Flaschen bei uns natürlich längst verboten, aber hier werden sie immer wieder gereinigt und neu gefüllt.“ Eine bezeichnende Einstellung zur Unterscheidung von Erster und Dritter Welt: Wer „wie Flaschen leer“ ist, kann natürlich nichts auf die Beine stellen. Der von den Briten vermittelte Minderwertigkeitskomplex lebt im Indien von heute weiter. BBC-Ikone Mark Tully: „Das Gefühl der Unterlegenheit und das Fehlen von Selbstbewußtsein sind die schwerwiegendsten Folgen der britischen Herrschaft in Indien.“ Die Kolonialherren hätten der einheimischen Elite eingetrichtert, die europäische Kultur zu bewundern und zu adaptieren. „Wir Engländer haben zwar nicht die indische Kultur zerstört, aber das Gefühl hinterlassen, daß unsere Kultur der asiatischen weit überlegen ist“, so Tully. Und diese Art und Weise der Europäer, Überlegenheit zu demonstrieren, setzt sich bis heute fort. Gerade im wirtschaftlichen Bereich. Und das, obwohl man meint, sich alle erdenkliche Mühe zu geben.

Bei der Eröffnung eines Deutsch-indischen Mittelstandsforums in Delhi im Januar 1998 stellt sich Minister Dr. Günter Rexrodt den Fragen indischer Journalisten. Artig erzählt er vom Sinn internationaler Joint Ventures; erklärt, der deutsch-indische Handel sei keine Einbahnstraße; pocht darauf, daß es sich bei den bilateralen Wirtschaftskontakten um eine gleichberechtigte Partnerschaft handle. „Wie würden sie ein mittelständisches Unternehmen definieren“, unterbricht ein indischer Kollege die Platitüden des deutschen Delegationsführers. Rexrodt stockt kurz, blickt kritisch über seine Halbbrille und gibt dann ein Anekdotchen aus seiner Studentenzeit zum besten: „Ach wissen sie“, sagt er gönnerisch, „zu meiner Universitätszeit gab es ganze Bücherreihen über diese Frage . . .“ Gemeint ist wohl: Genau definieren sollte man den Begriff nicht. Angekommen ist aber: Lesen sie doch mal ein Standardwerk zu den Grundbegriffen der Marktwirtschaft, bevor sie sich mit mir unterhalten. Im Fahrstuhl auf dem Rückweg von der Pressekonferenz schlägt der deutsche Botschafter in Indien, Heinrich-Dietrich Dieckmann, in dieselbe Kerbe: „Das können die ja auch nicht wissen, nach Jahrzehnten der Planwirtschaft. Die haben kommunistische Altlasten zu bewältigen.“ Das ist zwar richtig, denn erst zu Beginn der 90er Jahre wurde der indische Markt langsam liberalisiert. Aber aus dem Mund des deutschen Diplomaten klingt diese Analyse ebenfalls wie eine Aufforderung zum Nachsitzen in Ökonomie. Differenzierter betrach-

tet dagegen Dr. Kebschull, Direktor vom Indo-German-Export-Promotion-Projekt (kurz IGEP) den indischen Wirtschaftsnationalismus. Seit zehn Jahren ist Kebschull Leiter dieses Projekts, das versucht, die deutsch-indische Handelsbilanz für beide Seiten auszugleichen: „Letztlich ist die Planwirtschaft Nehrus nur auf dem Hintergrund der Kolonialzeit zu sehen“, so Kebschull. „Erst durch die britische Fremdherrschaft haben sich die Inder auf ihre eigene wirtschaftliche Stärke besonnen und sich dann auf diese ausschließlich zurückgezogen.“ Dieser Gedanke, ausländische Waren zu boykottieren, kommt in der Tat aus der Zeit der Befreiungsbewegung. „Swadeshi“ heißt das Schlagwort, damals kreierte von Mahatma Gandhi. Gemeint war die Konzentration auf sich selbst, die Unabhängigkeit vom Rest der Welt. Und dieses Schlagwort hat noch heute - jedenfalls vordergründig - Gültigkeit. So für Rahul Bajaj, einen der größten Industriellen Indiens. Die klapprigen Zwei- und Dreiräder aus seinen Fabriken verschmutzen seit Jahrzehnten die indische Luft. Jetzt, da seit kurzem auch ausländische Produkte nach Indien eingeführt werden dürfen, macht sich Bajaj zur Speerspitze einer neoprotektionistischen Bewegung. „Bombay Club“ wird diese Ansammlung von ehemaligen Monopolisten leicht ironisch genannt, als diese sich auf einer Konferenz in Bombay als wahre Nationalisten outeten. Daß die Club-Mitglieder fast ausschließlich im Eigeninteresse und nicht im Interesse ihres Landes auftraten, wurde verschwiegen. Damals wie heute: „Wir sind keine Bananenrepublik und wollen nicht wieder unter das koloniale Joch“, gibt sich Bajaj kämpferisch. Von westlicher Seite sei es leicht zu fordern, Indien solle sich endlich von den Erfahrungen aus der Kolonialzeit lösen und neue Gegebenheiten akzeptieren. „Wenn wir nicht das Land nach westlichem Wunsch liberalisieren, wirft man uns irrationale Gründe vor“, so Bajaj. „Das ist ignorant. Nur ein Dummkopf vergißt die Vergangenheit.“

Seine markigen Sprüche kommen an. Und mit dieser Art populistischer Parolen kokettieren auch die Freunde von Bajaj in der BJP. Doch die Wahrheit sieht anders aus. Die BJP ist auf Wählerfang und wird finanziert durch die großen indischen Familienbetriebe, die wiederum um ihre Monopole fürchten, die sie in der Planwirtschaft über 40 Jahre haben ausbauen können. In dieser Zeit hat man zwar produziert und große Umsätze gemacht. Um Innovationen brauchte man sich aber nicht den Kopf zu zerbrechen. Beispiel „Ambassador“: Dieser „urindische“ Wagen stammt eigentlich von einem britischen Morris aus den 40er Jahren ab und bestimmte in den vergangenen fünf Jahrzehnten das indische Straßenbild. Seit der Unabhängigkeit ist an diesem museumsreifen Stück aber kaum gefeilt worden. Die größte Innovation war vor fünf Jahren die Installation einer analogen Uhr im Armaturenbrett. Trotzdem sitzt die gesamte Regierungsspitze zu offiziellen Anlässen auf der Blattfederung des nationalen Fortbewegungsmittels. Auch ausländische Gäste werden mit dem indischen Automobilrelikt von Empfang zu Gespräch kutschiert. Sämtliche Taxifahrer des Landes vertrauen der einfachen, aber robusten Mechanik. Was wird aber unter Konkurrenzdruck aus dem „statesman of the road“, wie der

Ambassador liebevoll genannt wird? Spät hat man die Gefahren erkannt und läßt sich langsam auf die neue Marktsituation ein. Neue Motoren werden entwickelt, am Design gebastelt. Nicht jeder wolle einen japanischen Flitzer oder einen Jeep kaufen, hofft der Vize-Präsident von Hindustan-Motors, R. Santhanam. „Der Ambassador bleibt das Auto für den Normal-Verbraucher.“ Ein ehemaliger Monopolist denkt um und rüstet auf - diesmal mit mehr als analogen Uhren.

Auch Rajiv Bajaj, der Sohn von Rahul, sagt auf einer Pressekonferenz anlässlich der Auto Expo '98 in Neu Delhi der ausländischen Konkurrenz den Kampf an: „In zehn bis 15 Jahren soll jeder Zwei- und Dreiräder in Indien hergestellt werden.“ Von Bajaj Auto, versteht sich. Das Ziel der großen indischen Familienkonzerne bleibt inoffiziell das eigene Monopol, nicht die Stärkung der indischen Wirtschaft. Wie wenig ernst die nationalistischen Parolen des „Bombay Club“ zu nehmen sind, zeigt schon ein Blick in die Werksprospekte der Mitglieder. Ein überdimensionaler Motorradlenker auf dem Werbe-Cover der Bajaj-Gruppe zeigt einen Scheinwerfer „Made in France“. Das ist kein Zufall, denn die neue Marschrichtung des Zweiradgiganten ist, sich zunehmend ausländischer Zulieferbetriebe zu bedienen, um die Qualität des Endprodukts zu steigern und dadurch konkurrenzfähig zu werden. Angesprochen auf den Gegensatz von Anspruch und Wirklichkeit verläßt Familienoberhaupt Rahul Bajaj dann auch seine postkoloniale Argumentationsschiene: „Es geht mir nicht um ‚Made in Japan‘ oder ‚Made in France‘. Es geht um den Gesamteigentümer.“

Bajaj befindet sich damit voll auf der Linie der aufstrebenden BJP. Ihr Finanzexperte (der jetzige Finanzminister) Muli Manobar Joshi, hat mit dem griffigen Slogan „Computerchips ja, Kartoffelchips nein“ den Wirtschaftsnationalismus auf einen populären Nenner und damit die ehemaligen Monopolisten auf seine Seite gebracht. „Was gut ist für Indien, darf herein, was schlecht ist, muß draußen bleiben“, versichert Joshi den indischen Großverdienern, ihre Interessen zu schützen.

So wird auch die größte Automesse Indiens, die Auto Expo, zum Spiegelbild eines aufkeimenden Neoprotektionismus und Wirtschaftsnationalismus einer ganzen Region. Star der Messe ist der Stand von Tata-Industries. Der indische Industrieriese hatte 850 Millionen Dollar investiert, um einen Kleinwagen zu produzieren. Das Ziel war es, einen fahrbaren und vor allem bezahlbaren Traum für die wachsende indische Mittelschicht zu entwickeln. Endlich, so ist überall zu lesen und zu hören, denn dann hat die Maruti-Suzuki-Plage ein Ende. Dieses indisch-japanische Produkt hatte nämlich trotz schlechter Qualität in den vergangenen Jahren den Markt überschwemmt und dominiert immer mehr das Bild der Großstädte. Diesem neuen mittelständischen Statussymbol war es zu verdanken, daß sich innerhalb der letzten zehn Jahre die Zahl der Automobile auf indischen Straßen verdreifacht hatte. Der Einheitslook - entweder Ambassador oder Maruti - bekommt jetzt also Konkurrenz, und das ohne ausländisches Kapital. Mit einer pompösen Lasershow lüftet Tata-Industries das „meist-

gehütetste Geheimnis" Indiens: seinen (noch) namenlosen Fünf-Türer. Der Vorstandsvorsitzende wird stolz darauf verweisen, daß Indien fähig sei, selbst konkurrenzfähige Autos zu produzieren, der Industrieminister wird einen Schritt weitergehen und behaupten, man sei nicht auf ausländische Produkte angewiesen, die Präsentation des Kleinwagens wird zum historischen Moment hochstilisiert. Und auch die Presse wird an den kommenden Tagen die Tata-Story veröffentlichen und stolz den bahnbrechenden Erfolg dieses indischen Produktes prognostizieren.

„Daß sie auf ihre Erfolge stolz sind, kann man ihnen doch nicht übelnehmen“, gibt sich Dr. Till Becker, Manager von Mercedes Benz in Indien, großmütig und überhört dabei die feindlichen Stimmen gegen die Multis aus dem Ausland. „Daß man uns mit den Kolonialherren vergleicht, ist doch nur eine Schutzbehauptung. Wirklich glaubt das doch kein Mensch.“ Eigentlich müßte aber gerade er daran glauben. Denn das Joint Venture, das Mercedes zu Beginn seines Engagements in Indien mit Tata-Industries eingegangen war, ist nämlich gerade am Alleingang des indischen Partners zerbrochen. Der hatte sich darauf besonnen, deutsche Technologie zu kopieren, anstatt auf Kooperation zu setzen. So sieht man jetzt mehr Mercedes-Kopien mit einem „T“ als das Original mit dem Stern auf indischen Straßen. Trotzdem ist sich Becker sicher, daß sich auch unter einer BJP-Regierung nichts an der einmal eingeschlagenen Liberalisierungspolitik ändern wird. „Man kann das Rad nicht mehr zurückdrehen“, so der Manager zuversichtlich. Die Ober- und Mittelschicht sei zu sehr an Luxusgüter gewöhnt, als von heute auf morgen darauf verzichten zu wollen. Und: „Der Imageverlust und die Signalwirkung für Indien nach außen wären viel größer als der Gewinn, den man durch eine Abschottung erwirken könnte.“ Ähnlich gelassen steht auch Manfred Knoll, Präsident der Indo-German Chamber of Commerce, den wirtschaftsnationalistischen Tönen der neuen Regierung gegenüber. Als Chef der German Remedies, eines Pharmakonzerns in Bombay mit deutschem Mehrheitskapital, verfolgt Knoll seit zehn Jahren die Wechselwirkung zwischen Politik und Wirtschaft in Indien: „Was heute gültig ist, ist morgen zwar vergessen. Doch die Liberalisierung Indiens läßt sich nicht mehr aufhalten. Wer Blut geleckt hat, will mehr.“

Auf dem Weg von der Auto Expo zurück nach Neu Delhi: Giani Singh singt schon bei der Abfahrt ein Loblied auf sein altes Taxi. „Old is gold.“ Er fahre jetzt über 20 Jahre mit seinem Ambassador, den er damals schon gebraucht gekauft habe. Der dritte Gang hakt, die Federung hat ihren Namen nicht mehr verdient, die Anzeigen auf dem Armaturenbrett sind nur noch fragwürdige Dekoration. Aber der Wagen fährt und ist seinem Besitzer ans Herz gewachsen. Denn der alte Ambassador war der Grundstein für Gianis Erfolg. Inzwischen fährt seine ganze Familie mit eigenen Taxis durch den hektischen Verkehr der Metropole. „Maruti, Mercedes, Tata?“ Der Sikh lacht verächtlich. „Nur mit diesem Wagen komme ich überall hin. Der ist Geländewagen und Limousine in einem.“ Ideal für indische Straßen.

## Eine Frage der Ehre

„A glorious career - an impressive lifestyle“ - an den Straßenrändern der Hauptstadt fliegen fesche Piloten. Auf großen Werbeplakaten versucht die indische Armee ihr Image aufzupolieren. Was einst der Stolz der indischen Nation war, muß jetzt um Nachwuchs kämpfen. Der Grund: geringe Bezahlung und soziale Mißachtung. Die geistige Elite des Landes zieht die Knobelbecher nicht mehr an. In der Armee macht sich Unmut breit. Als die Pay Commission beschließt, die Gehälter in Zukunft noch zu kürzen, demonstrieren die Soldaten. In einem 40seitigen Dossier wendet sich die Armee an die Regierung. Können wirklich Zivilisten beurteilen, was die Verteidigungsbereitschaft eines Landes zu kosten hat, ist die alles dominierende Frage: „Die Pay Commission hat den Stolz und die Moral der Truppen empfindlich getroffen.“ Nur zu gerne berichten Ex-Offiziere indischen (nicht ausländischen!) Journalisten über die gute alte Zeit. Gemeint ist nicht nur die Zeit nach 1947, sondern auch davor. Denn die Engländer verstanden es geschickt, die Eliten des Landes für den Aufbau einer englisch-indischen Truppe einzubinden. Die militärische Hierarchie wurde durch die soziale verstärkt. Truppenteile waren in ihrer Zusammensetzung regional, ethnisch und nach Religion organisiert, so daß das Prinzip von „Befehl und Gehorsam“ reibungslos funktionierte. Britischer Stolz wurde dem neuen indischen Offiziercorps in den Ausbildungszentren von Sandhurst und Dehra Dun eingetrichtert. Die Absolventen waren absolut loyal zum britischen Königshaus - und stolz darauf.

Nur einmal im Jahr hat die Armee heute noch Gelegenheit, sich in diesem alten Glanz zu sonnen. „Republic Day“, der Tag, der Ende Januar jeden Jahres an die Verabschiedung der indischen Verfassung erinnern soll. In einer großen Parade rollt alles in Delhi auf, was die moderne indische Armee zu bieten hat. Gewienert, geputzt und stramm gestanden. Auf dem Raj Path, der Prachtstraße zwischen Präsidentenpalast und India Gate, defilieren mit akribischer Genauigkeit Panzer, Geschütze, Elefanten, Themenwagen und Divisionen an Tausenden von Zuschauern vorbei.

Diesmal gibt die Anwesenheit des französischen Präsidenten Jacques Chirac der pompösen Show eine politische Note. Ansonsten überwiegen Sicherheitsbestimmungen, Straßensperren und die Diskussion um Sinn und Unsinn der Veranstaltung. Denn der Tag der Republik bedeutet für Delhi eine erzwungene, geradezu gespenstische Ruhe. Einen Tag Ausnahmezustand. Die ganze Innenstadt gesperrt, die Geschäfte geschlossen. Selbst ein geöffnetes Restaurant an diesem Feiertag zu finden, wird zum Problem. - Fast so wie Köln am Aschermittwoch. Und das nehmen die modernen Inder nicht mehr hin. Der Republik Day wird als Störung, nicht mehr als Anlaß zum Feiern empfunden. „Das Problem ist, daß dieses Land über lange Zeit keinen Krieg mehr erlebt hat“, hält Jasjit Singh, Direktor des Institute for Defence Studies and Analyses, es für ganz normal und wünschenswert, daß die Stellung der Armee in einer Demokratie auf Dauer neu definiert werden muß. Doch auch wenn Singh versucht, im Interview

die Rolle der Armee in einen - für einen Europäer - nachvollziehbaren Zusammenhang zu stellen, spricht aus seinen Antworten der Stolz eines Offiziers, der seit 34 Jahren bei der indischen Airforce dient: „Professionalität“ - das ist für ihn das Zauberwort. Gemeint ist, daß sich die Armee in der jüngsten Geschichte des Subkontinents nie in politische Angelegenheiten eingemischt hat. Das ist in der Tat ungewöhnlich, vergleicht man Indien mit anderen Entwicklungsländern. „Aber wir haben auch nie Grund zum Eingreifen gehabt“, so Singh nüchtern. Die Einstellung der Militärs sei eben stark durch das Kastensystem geprägt worden. „Wir haben eine klare Arbeitsteilung. Politik ist nicht unser Business.“ Auch die indische Befreiungsbewegung sei kein Grund gewesen, die Soldaten zu involvieren. In einer zivilen Aktion habe Militär nichts zu suchen, so Singh. „Our sense of honour didn't change.“

## „This is a cat“

Wie ein Schlachtschiff am Horizont erhebt sich die St. Martin's Church am Ende eines Schotterweges. Dicke Mauern, roter Klinker, kaum ein Fenster. Hier, in trauter Nachbarschaft zu den Kasernen Delhis, bauten die Engländer 1923 eine Kirche für ihre Soldaten. „Den Mauern nach zu urteilen, war das Gotteshaus wahlweise auch als Festung zu gebrauchen.“ Stadtführer Nigel wendet seinen Gang Richtung Kirchenportal. „Das ist die ungewöhnlichste Kirche, die ich kenne.“ Kindergeschrei dringt aus den hohen Hallen. Beim Betreten der Kirche gewöhnt sich das Auge nur langsam an die Dunkelheit. Ein paar Tafeln, ein paar Holzbänke, haufenweise Fünf- und Sechsjährige in einheitlicher Schuluniform. Eine Lehrerin doziert gerade anhand eines Bildes den sinnigen Satz: „This is a cat.“ Erinnerung an die eigenen ersten Gehversuche in einer Fremdsprache werden wach.

Ortswechsel: Bombay, Malabar-Hill, ein Stadtviertel der Mittelklasse. In den kalt eingerichteten Pizzerien entlang der Hauptstraße feiern die „Besserverdienenden“ ihre Amerikanisierung und schmücken für den Valentinstag. Schön rot, viele Herzen, alles für nur 24 Stunden. In der Nebenstraße, in einem renovierungsbedürftigen Haus, sitzen Prashant (zwölf) und Shamir (elf) zwischen Bauschutt und Maurerwerkzeug. Auf einer umgedrehten Kiste liegt eine englische Grammatik. Nur Feico (25) kann die beiden Jungs dazu bewegen, auch wirklich in das Buch zu blicken. „Konzentriert Euch“, herrscht der gelernte Betriebswirt seine beiden Schüler an. Der Holländer ist als Volontär in ein privat finanziertes indisches Projekt eingebunden. „Akanksha“, übersetzt „Hoffnung“, hat sich zum Ziel gesetzt, Kindern aus den Slums der indischen Metropole bei ihrer Schulkarriere zu helfen. Acht Lehrer und eine wechselnde Zahl von Volontären betreuen 500 Kinder. Daß er für seine beiden Jungs genau der Richtige ist, daran hat Feico keinen Zweifel. „Die brauchen einfach einen Typen als Lehrer“, verweist der Holländer auf die Lebenswege der Kinder.



Prashant hat keinen Vater mehr. Seine Mutter, eine Prostituierte, sieht er kaum, da diese jetzt allein für die Familie aufkommen muß. Shamirs Mutter dagegen ist gestorben, sein Vater hängt an der Flasche. Doch beide Kinder sind außerordentlich begabt, weshalb sie auch nicht in der Gemeinschaftsklasse nebeneinander unterrichtet werden. Prashant ist ein genialer Rechner, Shamir dagegen versteht sich eher auf Sprachen. Feico geht behutsam auf die Kinder ein, versucht ihre Talente zu fördern. Doch sein Bemühen wird immer wieder durchkreuzt, weil seine beiden Musterschüler sich nur schwer konzentrieren können. Shamir, aufgewachsen in einer reinen Männerwelt, bringt abgeschauten Verhaltensmuster mit in den Nachmittagsunterricht. Nach jedem Satz speit er auf den Boden. Wenn ihm sein Mitschüler mal zu schlau wird, gibt er ihm eine Ohrfeige. Prashant dagegen ist gewitzter. Unter dem Vorwand, er wolle seiner Mutter europäisches Geld zeigen, überredet er Feico, ihm zehn Gulden zu leihen. Nach einer Weile fragt er ganz unschuldig: „And if it gets lost?“ Feico lacht: „Das Geld werde ich wohl nicht wiedersehen.“ Der Holländer ist überzeugt davon, einer guten Sache zu dienen. „Englisch ist für die Kinder aus den Slums die einzige Hoffnung zu überleben“, so Feico. Auch wenn sie damit am Ende nur ausländische Touristen ausnehmen würden. „Fair enough.“

„They are making a fetish out of the English language“, beurteilt Chitra Naik das Slumprojekt eher skeptisch. Naik ist Chefin des Indian Institute of Education in Pune. Als langjährige Beobachterin des indischen Bildungssektors ist sie aber Realistin genug zu wissen, daß diese Entwicklung nicht mehr zu stoppen ist. Englisch wird auch in Zukunft neben Hindi Landessprache Nummer eins in Indien bleiben. Nur: „Die englische Sprache sollte man zwar akzeptieren, nicht aber darüber die eigenen Sprachen vergessen“, so Naik. Doch Englisch ist in Indien von heute die Sprache der Gesetzgebung, der Administration, der gehobenen Kreise. Nicht zuletzt deswegen, weil in einer unübersehbaren Vielfalt von Dialekten und Sprachen die englische Sprache die einzige gemeinsame Form der Kommunikation bedeutet. Am auffälligsten wird das bei Fahrten mit dem Lieblingstransportmittel der Inder, der Eisenbahn. In einem Abteil der dritten Klasse kann es vorkommen, daß einfach kein Gespräch stattfinden kann, weil sich die Fahrgäste gegenseitig nicht verstehen. Im teureren Komfort der ersten Klasse dagegen kann man sicher sein, interessante Unterhaltung im schönsten Oxford-Englisch zu führen. Hindi und Tamil scheinen in diesen geschlossenen Abteilen dagegen nicht zu existieren. Die indische Realität geht im monotonen Rattern der Eisenbahnwaggons unter.

Einer der vielen Märkte von Neu-Delhi. Sunil versucht zu erklären, warum die Sikhs in den umliegenden Läden eigentlich gar keine richtigen Sikhs sind, warum hier vornehmlich Russen einkaufen. Er gibt sich Mühe. Einem Europäer die Herkunft der verschiedenen Sprachen auf den Schildern an den unzähligen Läden zu erklären scheint aussichtslos. Ob er ein Problem darin sehe, daß man durch die englische Sprache seine eigene Herkunft verleugne, die eigene Kultur in Frage stellt? „Das kann wirklich nur ein Europäer fragen“, lacht der 35jährige Journalist aus Kerala. Indien

hätte ein eigenes Englisch entwickelt, unabhängig vom Oxford-Standard. „Wir haben lediglich unterschiedliche Akzente in den unterschiedlichen Teilen des Landes.“ So meint er an der Aussprache einen englischsprechenden Inder aus Kerala von einem aus Bengali klar unterscheiden zu können. „Englisch ist meine Sprache“, so reagierte auch Arundathi Roy, erfolgreiche Autorin des Bestsellers „The God of the small things“, auf die Frage einer Journalistin des „Kölner Stadtanzeigers“, warum sie ihr Buch in Englisch publiziere. Lassen wir es dabei: Im Sprachenwirrwarr eines Landes, in dem jeder fünfte Mensch dieses Planeten wohnt, gehört Englisch genauso zur Umgangssprache wie Hindi oder Tamil. Wirklich? „Englisch ist Prestige, Englisch bringt soziale Anerkennung“, meint ein Journalistikprofessor aus Karatchi, Pakistan. „An unsere Unis“ - und damit meint er die in Indien und Pakistan - „kommen junge Menschen, die nicht in erster Linie Journalisten werden, sondern ihre Fähigkeiten zur Kommunikation verbessern wollen: ‚Their is a deep gap between those who can and those who cannot speak English‘.“ Für die junge Generation ist es geradezu chic, sich in Englisch zu unterhalten. Nur die ältere Generation wählt lieber ihre Heimatsprache als Grundlage der Kommunikation.

Wenn das Macauley wüßte . . . Er war es nämlich, der sich 1834 vor die Erziehungskommission der britischen Kolonialregierung stellte und sich „den britischen Inder“ wünschte. Einen Untertan, der so englisch in seinen Gedanken ist, daß er nie auf die Idee kommen würde, die Legitimität der Kolonialherrschaft anzuzweifeln: „Wir müssen unser Bestes tun, eine Klasse heranzubilden, die als Mittler zwischen uns und den Millionen, die wir regieren, fungiert; eine Klasse von Leuten, Inder von Geburt und Farbe, aber Englisch in Geschmack, Meinung, Moral und Intellekt.“ Und dieses elitäre Bildungskonzept lebt im Indien von heute noch weiter.

„Wir müßten in den indischen Universitäten nicht nur die europäische Geisteskultur lehren, sondern auch unser eigenes Erbe aufrechterhalten“, ist Chitra Naik überzeugt. Die Schwerpunkte der Erziehung hätten sich mit der britischen Kolonialherrschaft sehr einseitig verlagert. Das Problem seien dabei nicht die Universitäten selber, sondern die Vorgaben der hohen Herren aus Delhi. Seit Jahren kämpft Naik als Mitglied der Planungskommission dafür, daß wenigsten der Bildungsbereich dezentralisiert wird. „Aber man läßt den einzelnen Unis einfach keinen Freiraum.“ Wie unter dem britischen Raj (Vizekönig) wird weiterhin in der Hauptstadt bestimmt und in der Provinz umgesetzt. Wirklichkeitsfern und uneffektiv. Die Folge: Immer mehr indische Studenten gehen für Ausbildung und Beruf ins Ausland. USA oder England sind die bevorzugten Ziele der Bildungstouristen. „Brain drain“ nennt man diese besorgniserregende Tendenz in der indischen Gesellschaft, die dem Land die besten Köpfe raubt. Ob Ärzte, Computerfachleute oder Ingenieure - jeder halbwegs erfolgreiche junge Inder träumt davon, Geld und Karriere im Ausland zu machen.

Was für das Land selbst zum Problem wird, ist für die Privilegierten eigentlich ein Vorteil. Durch die Engländer waren die Inder nämlich gezwungen, sich mit der Kultur ihrer Kolonialherren auseinanderzusetzen.

Chitra Naik: „Wenigstens eine Tür wurde aufgestoßen. Neben negativen gesellschaftlichen und politischen Konsequenzen haben wir wenigstens unsere Gedankenwelt bereichern können, wenn auch nur eindimensional - nämlich englisch.“

Schulschluß in der St. Martin's Church. Die Dötzen wissen jetzt, was Katze auf Englisch heißt. Noch machen sie auf Hindi ihre Scherze, als sie über den Schotterweg Richtung Schulbus laufen. Doch in ein paar Jahren werden sie fließend „Ausländisch“ sprechen, um damit ihre Karriere im Inland zu planen.

## Tanz zwischen den Kulturen

Das stereotype Lächeln scheint ihm ins Gesicht gemeißelt, doch seine Augen verraten Anspannung. Nicht nur weil der 38jährige Künstler seine neue Tanzperformance über die Bühne bringen muß. Nein, es ist Premiere - und das im doppelten Sinn. Denn mit seiner Show im Staatstheater von Delhi bricht Navtej Joha Konventionen des alten Indiens. Allein sein Kostüm, ein graues Gewand, dessen seitliche Schlitze den Beinen Bewegungsfreiheit lassen, paßt so gar nicht zu dem altindischen Tanz, den Navtej mit sichtlicher Hingabe aufs Parkett legt. Das mag zwar für europäische Augen trotzdem „echt asiatisch“ wirken, für indische Augen ist diese Performance aber ein Affront. „Vor zehn Jahren wäre er für diese Show gelyncht worden“, so Sunil Mehra, Kunstkritiker aus Delhi. Und das nicht nur wegen der Beinschlitze. Navtej kombiniert alte religiöse Gesänge, klassischen Tanzstil mit neuen Elementen, Tradition mit Moderne. „Je verkrampfter wir an unserer Tradition festhalten, desto mehr verlieren wir sie“, zeigt Navtej sein Unverständnis gegenüber jener Mehrheit in seinem Lande, die am liebsten selbst die Satelliten vom Himmel holen würden, nur um die alte Kultur zu retten: Star TV und Murdoch, MTV und Videoclips, niveaulose B-movies und die seichte Verherrlichung westlicher Jugendkultur, das sind die modernen Geißeln Indiens. Ein nachvollziehbares Vorurteil, das in den traditionellen Medien an jeder passenden und unpassenden Stelle wiederholt wird: „It stinks“, so Navtej. „Dieser Kulturprotektionismus ist absolut redundant.“ Aber populär. Und das weiß auch Navtej. Mit seiner Meinung steht der Sikh ziemlich alleine da. „In zehn bis 15 Jahren wird es eine neue Generation geben, die dies Zusammenwachsen der Welten als Chance begreift.“ Denn daß die Interaktion zwischen den Kulturen keine Gefahr ist, davon ist Navtej überzeugt. „Die Generation, die MTV verdaut hat, wird neue Wege finden.“ Sie muß, so der Künstler, denn sonst habe die indische Kulturszene wirklich keine Chance zu überleben. Bislang habe man sich immer nur selbst reproduziert. Zumal kurz nach der Unabhängigkeit: In einer wahren Renaissance wurden nach 1947 längst vergessen geglaubte Traditionen wieder verherrlicht, dann kam die Phase der Kopie, und auch das Zeitalter des Raj erlebte in der Kulturszene des

unabhängigen Indiens eine neue Blüte. „Nun haben wir endlich die Möglichkeit ohne Parameter zu leben“, so Navtej. Und er ist der letzte, der dabei die eigene Kultur aus den Augen verlieren würde: „What is rich in the tradition will survive.“ Trotz Star TV. Trotz Murdoch.

## Shakespeare auf indisch

Die Maske hat ein Problem: Die Tränen ihres Gottes verwischt jede Kunst. Kannan, der Zeremonienmeister einer Malayanischen Gemeinschaft in Kerala weiß, daß er in wenigen Augenblicken nicht nur zum Gott, sondern auch zum Mörder wird. Nach der Zeremonie, einem Feuertanz, betritt er das Schlafzimmer seiner Frau und erstickt sie unter einem Kissen. Getrieben von Eifersucht, die ihm einer seiner angeblich treuesten Freunde eingepflegt hat. Zerrissen von Liebe, die er für seine Frau empfindet. Die Mord-Szene ist sehr indisch. Das Thema nicht. Jayaraaj, ein junger, hoffnungsvoller indischer Regisseur hat Shakespeare in indisches Gewand gepackt. Und hat Erfolg. Sein Film „Kaliyattam“ gehört zu den Preisanwärtern auf dem „Internationalen Film Festival von Indien“ in Delhi. Und das, nachdem Jayaraaj jahrelang nur „Mainstream“ am Fließband produziert hat. „Mainstream“ ist dabei nicht abwertend gemeint. Es umfaßt vielmehr im kinofanatischen Indien ein gesamtes Genre, das dem Publikumsgeschmack entspricht: viel Tanz, viel Gesang, ausschließlich Love-stories. Warum heißt dann im ersten „ernsthaften“ Film, den Jayaraaj produziert, die Meßlatte Shakespeare? Warum Othello? Gab es keine indischen Klassiker, die es verdient hätten, thematisiert zu werden? Der dunkelhaarige Mann aus Kerala grinst, rückt die Baseballkappe auf seinem Kopf zurecht: „Othello ist ein altes Thema der Menschheit. Außerdem hätte es keiner bemerkt, daß dieser Film eine Shakespeare-Adaption ist, wenn ich es nicht erwähnt hätte.“ Der Stolz in seiner Stimme ist unüberhörbar. Sein fließendes Englisch ebensowenig.

Doch trotz des bekannten Themas hinterläßt „Kaliyattam“ beim ausländischen Betrachter einen faden Beigeschmack. Eine umwerfende Bildsprache zwar und auch das Wagnis, Shakespeare in einen indischen Kontext zu übertragen, ist gelungen. Und dennoch konnte Regisseur Jayaraaj seine Herkunft aus dem „Mainstream“ nicht verleugnen. Zwei lange Gesangssequenzen, übertrieben emotionale Szenen, reißen einen aus der stimmigen Geschichte aus Kerala von heute heraus. „Bollywood“ läßt grüßen. Die indische Filmmetropole Bombay produziert solche Schnulzen nämlich gleich im Dutzend. John, australischer Korrespondent wird deutlich: „Damit hat er sich den ganzen Film versaut.“

Vorhang: Ein zweiter Newcomer auf dem boomenden indischen Filmmarkt feiert in Delhi sein Debüt. Leslie Carvalho erobert die Herzen der Kritiker mit seinem Low-Budget-Film „Outhouse“ im Sturm. Trotz schlechter technischer Qualität. Wegen Geldmangel mußte Carvalho auf 16 Milli-

meter drehen, um anschließend seinen Film auf Kinoformat „aufzupumpen“. Sein Thema: die Probleme eines anglo-indischen Paares, daß nach Bangalore zieht, um sich beruflich zu verbessern. Sie müssen mit dem Argwohn der Nachbarn leben, mit den sich widersprechenden Karriereplänen innerhalb der Ehe. „Für mich“, so Carvalho, „lag das Thema auf der Hand. Viele meiner Freunde sind Teil der anglo-indischen Gemeinschaft.“ Und die gehört zu den Randgruppen der indischen Gesellschaft. Nach ungenauen Schätzungen soll die Anzahl der Inder mit teilweise britischen Vorfahren zwei Millionen betragen. Das ist verschwindend gering, wenn man bedenkt, daß auf dem gesamten Subkontinent fast eine Milliarde Menschen leben. Gillian Hart, eine der Sprecherinnen der Gemeinschaft, fürchtet, daß es bald keine Anglo-Inder in Indien mehr geben wird: „There were thousands and thousands here. Now only a few of us remain.“ Hart organisiert das jährliche Treffen der Gemeinschaft in Calcutta. Eine große Party, um sich an die gute alte Zeit unter dem britischen Vizekönig zu erinnern. „Es ist, als würde man nach Hause kommen.“ Doch ganz so rosig war das Zuhause gar nicht. Weder Engländer noch Inder wollten mit den Mischlingen zu tun haben. Und so steht auch wieder in Calcutta das Thema auf der Tagesordnung, wie sich die Randgruppe in die Gesellschaft integrieren kann. Und das 50 Jahre, nachdem die Briten das Land verlassen haben.

## Im Olymp des Amtsschimmels

„That’s a heritage building. Stick no bills.“ - Das gelbe Hinweisschild, das altehrwürdige Gebäude nicht zu verschandeln, tut seine Wirkung. Oder ist es die dominierende Zahl von Uniformierten, die das Umfeld des Writer’s Building im Zentrum von Calcutta dominieren? Egal: Die rote Farbe des Backsteinbaus ist makellos, für indische Verhältnisse fast zu gut erhalten, um nur als Verwaltungsgebäude zu fungieren. Hier war und ist das Zentrum bürokratischen Kleingeistes in der Provinz Westbengalen. Es hat an Bedeutung abgenommen, nachdem die Engländer die Hauptstadt Indiens von Calcutta nach Delhi verfrachteten. Aber es erinnert noch immer an die Zeit, als anfänglich die East India Company und später die britische Krone, Calcutta als Ausgangspunkt zur Ausbeutung eines Subkontinents nutzte. Was übrigblieb, ist der Verwaltungsapparat. Mit gleichen Strukturen, mit gleicher Langsamkeit, mit gleicher Einstellung. Wer je in Indien mit der Bürokratie in Berührung kommt, hat verloren. Formulare, Durchschläge, Warteschlangen - man sehnt sich nach kurzer Zeit in die Dienstleistungsgesellschaft Deutschland zurück. Vorurteile heimischen Beamten gegenüber verblassen auf den langen Gängen des Writer's Building. Allein der Eintritt in dieses ehrenwerte Haus wird zum Spießrutenlauf. Eintrag in ein Gästebuch, Sicherheitsüberprüfung, Diskussion um die Mittagspause. Dann endlich empfängt einen das mehrstöckige Gebäude mit angenehmer

Kühle und unsäglichem Muff. Daß man den Abteilungsleiter, den man zu sprechen wünschte, nicht antreffen würde, war eigentlich schon vorher klar. Dafür gibt es einen Gratisrundgang durch die Reliquiensammlung des indischen Amtsschimmels. Die Regale in den abgedunkelten Räumen quellen über vor vergilbten Papierstapeln. Schreibräume erinnern an vorindustrielles Zeitalter. Die Auskunft ist in jeder Anlaufstelle die gleiche. Oder, jedenfalls fast: Entweder ist der Herr nicht anwesend oder man befindet sich in der falschen Abteilung, was dazu führt, mit absoluter Sicherheit in die falsche Richtung geschickt zu werden. An den verzweifelten Blicken hilfloser Menschen erkennt man die Leidensgenossen. Anshu John wartet schon seit Stunden auf die Unterschrift unter einem Formblatt. Die Sekretärin kommt ins Grübeln: „Zumindest das haben wir von den Briten übernommen. Die Bürokratie.“ Und die durchziehe das gesamte tägliche Leben. In der Tat: Nicht nur im Olymp des Amtsschimmels kann einen die Akribie, mit der jeder noch so kleine Angestellte offensichtlich nutzlose Formulare ausfüllt, schier zum Wahnsinn treiben. Selbst der alltägliche Gang zum Bankschalter kann zur Odyssee werden. Die Formalitäten erfordern Durchschläge. Sie zu erledigen kostet Nerven. Erst wenn man eine nummerierte Metallmarke in den Händen hält, ist man sich sicher, daß die Papierarbeit auf der anderen Seite des Schalters gelandet ist und man lediglich eine halbe Stunde darauf warten muß, bis die Rupie rollt. Doch wer erwartet, es würden jetzt blütenfrische Hunderter über den Tisch geschoben, liegt falsch. Zum Zählen und Archivieren der Scheine steht nämlich der Bank ein Stab von Mitarbeitern zur Verfügung, der sich mit korrekten Mengen befaßt. Schein für Schein. Wird die Zahl 10 000 erreicht, erhält der Packen eine Banderole, die fein säuberlich mit einer Tackermaschine durchbohrt wird. Das ist der Grund, warum alle indischen Scheine mehr oder weniger große Einstichstellen aufweisen, als würden sie an der Nadel hängen.

Diese Scheine wiederum benutzt man, um in Stätten wie dem Writer's Building doch noch zu seinem Ziel zu gelangen. Anshu erhält ihre Unterschrift, man selbst die definitive Antwort, der Chef habe 14 Tage Urlaub. Soviel zum Klischee . . .

## Die Waffen der Maharadschas

Es riecht nach Waffenöl. Zähne, Klauen und Geweihe an den Wänden erinnern an glorreiche Zeiten. Damals, als die Großwildjagd noch erlaubt war, als indische Maharadschas englische Gentlemen zur Jagd einluden, als diese sich im Abknallen von Trophäen übertrafen, als es noch Tiger und als es noch deren Lebensumfeld gab. „Lange werd' ich das nicht mehr machen.“ Sudip Dan kann die Begeisterung über die waffenstarre Geschichte in seinem Laden unweit des Writer's Building nicht wirklich verstehen. Er hat sich damit abgefunden, daß er mit seiner Familientradi-

tion bricht. In der siebten Generation führt er das Waffengeschäft in Calcutta, und jetzt ist Ende. Sudip Dan will wie sein Bruder ins Uhrengeschäft einsteigen. - Schweizer Uhren.

Noch mahnen Fotos an die Verpflichtung gegenüber der Familiengeschichte, die eng mit der Kolonialgeschichte verknüpft war. Man bediente Dukes, Maharadschas, englische Kaufleute. Doch seitdem die Engländer sich auf ihre Insel zurückgezogen haben und die einheimische Regierung in den 50er Jahren die Großwildjagd verbot, hat der indische Tiger zwar wieder eine kleine Überlebenschance, der Besitzer eines Waffengeschäftes dagegen steht vor dem Aus. „Jetzt wollen unsere Kunden ihre Waffen nur noch konservieren“, so Sudip Dan. In der Werkstatt am Ende des Ladens scheint schon seit Jahren die Zeit stillzustehen. Die Werkbank ist verweist. Die Ersatzteilkiste überzieht eine dreckige Schicht aus Schmiere und Staub. Kuldeep, der Angestellte von Dan, nutzt seine freie Zeit, um Interessierten die Ausstellungsstücke in den Vitrinen zu zeigen. Die Augen des Waffennarrs leuchten: „Das war die Waffe vom Duke of Edinburgh.“ Da möchte man nicht Tiger sein. Zehn Kilogramm Doppelläufer hebt Kuldeep aus der Auslage. „Die funktioniert noch“, streichelt er liebevoll über den Lauf der monströsen Waffe. Das gute Stück wird auch wohl die nächsten 50 Jahre überstehen - unbeschadet und ungenutzt.

## Das Lächeln der Queen

Es ist Feiertag in Calcutta, Neujahr. Zeit für die kollektive Bevölkerung der Straßen. Das normale Verkehrschaos wird ausnahmsweise durch die erdrückende Überzahl der Fußgänger geregelt. Die Massen verlaufen sich in den Parkanlagen rund um das Victoria Memorial, das wohl bekannteste koloniale Denkmal Indiens. Spötter nennen den Marmorbau einen mißlungenen Versuch der Briten, ein besseres Taj Mahal zu bauen. Und diese monströse Mischung aus Neo-Renaissance und Mogul-Stil, die zu Ehren der Königin Victoria um die Jahrhundertwende gebaut wurde, will sich wirklich nicht in die Skyline der Millionenmetropole einfügen. Dieses Mahnmal imperialer Macht symbolisiert alle Widersprüche des modernen Indien.

Familien flanieren durch den Kuppelbau, um sich eine sehr eurozentristische Geschichtsschreibung in Ausstellungsform anzusehen. Die Geschichte Calcuttas wird hier dokumentiert - und sie ist eine Geschichte der Engländer. Sogar den Namen soll die Stadt aus jenen Tagen haben, als die ersten Briten ihre Handelsniederlassungen am Fluß Hooghly einrichteten. Verstehen können die Schrifttafeln wohl die wenigsten, aber der Glanz der viktorianischen Epoche scheint die Besucher trotzdem zu faszinieren.

Vor den Toren des Memorials lebt die englische Krone nicht nur in Statuen, Gemälden, Dokumenten, Waffen und Möbeln weiter. Hier werden

zum Neujahrstag zwei englische Hobbies ausgeübt, die die Jahre der Unabhängigkeit überlebt haben. Die Elite leistet sich eine Eintrittskarte zum Pferderennen auf der nahen Trabrennbahn, und das Fußvolk schlägt im Garten des Memorials die Cricketbälle durch die Gegend. Ein denkwürdiges Bild. Doch die Cricketleidenschaft der Inder ist inzwischen so gewaltig, daß keiner mehr fragt, woher der weiße Sport eigentlich stammt. Die Zeitungen berichten fast jeden Tag ganzseitig, und auch der boomende Fernsehmarkt hat den Volkssport Nummer eins für sich entdeckt und sendet live. Kein Wunder: Indien und Pakistan spielen an der Weltspitze, und wenn sie aufeinandertreffen, ist da mehr im Spiel als nur ein „run“. „Das ist Krieg“, hat sich Mahesh Joshi einen freien Tag vor dem Fernseher um die Ohren geschlagen. Jetzt steht Joshi im Park vor dem Memorial, fachsimpelt und greift selbst zum Racket. Den Elektroingenieur kann nichts stoppen beim urenglischen Sport. Gerade gab es wieder irgendeinen Cup, in dem alle ehemaligen englischen Kolonien und das Mutterland aufeinandertreffen. Also auch Indien und Pakistan. Joshi läßt kein gutes Haar an der gegnerischen Mannschaft, und das, obwohl die Pakistaner hoch überlegen waren. Indien sei ja auch gehandicapt. Denn das Turnier wurde überschattet von zwei Nachrichten. Dem Gerücht, die Spiele der indischen Liga seien gekauft worden (das ist für einen Inder schlimmer als für uns damals auf Schalke!), und der news von dem künftigen Coach des Nationalteams. Der heißt Bobby Simpson und ist Australier und damit eine Beleidigung für jeden stolzen indischen Cricketfan. „Gibt es nicht genug talentierte Trainer im eigenen Land? Ein australischer Coach für die indische Nationalmannschaft - eine Schande.“ Mahesh und seine Freunde reden sich im Schatten des imperialen Gebäudes die Köpfe heiß. Würde die alte Queen Victoria in ihrer Statue vor dem Memorial nicht zu Marmor erstarrt sein . . . - sie würde lächeln.

## Midnight's Children

Ihre Familiengeschichte ist eigentlich Anlaß zu Haß. Und doch schafft es Urvashi Butalia, Mitbegründerin der „Kali women's press“, Vorurteile zu vermeiden: „Wir dürfen für unsere Probleme nicht allein die Briten verantwortlich machen. Wir selbst haben nach der Unabhängigkeit genug falsch gemacht.“ Wie 1984: Nach der Ermordung von Indira Gandhi durch einen Sikh aus der Leibwache versank Indien wieder einmal im Blut. Überall im Lande wurden Sikhs ermordet, nur weil diese zufällig der gleichen Religion wie der Attentäter angehörten. „Wir wollten einfach nicht glauben, daß das nochmal passieren konnte.“ Die damalige Studentin hatte religiös motivierte Unruhen und Massaker in den Bereich der Vergangenheit abgeschoben. „Wir dachten, Indien hätte die schlimmsten Unruhen mit seiner Teilung erlebt. Plünderungen, Vergewaltigungen, Ermordungen aus religiösen Gründen - das waren für uns Geschichten aus einer anderen Epoche.“



Damals, als die Briten 1947 den Forderungen des Muslimführers Jinnah nachgaben und einen eigenen Staat Pakistan gründeten, um sich daraufhin schnell aus dem Subkontinent zurückzuziehen. Unabhängigkeit gegen Teilung: das war der Preis. Ein gewaltiger Flüchtlingsstrom wälzte sich in beide Richtungen, von Pakistan nach Indien und umgekehrt. Hindus und Moslems schlachteten sich gegenseitig mit gleicher Brutalität ab. Nicht selten kam es vor, daß ganze Flüchtlingszüge nur noch mit Ermordeten im Bestimmungsort auf der anderen Seite ankamen.

Das war Geschichte - und auf einmal wieder grausame Realität. Urvashi Butalia half in Studentengruppen den Opfern der Unruhen in den 80er Jahren. „Die Älteren hatten zweimal diesen Terror erlebt und konnten nicht fassen, daß er diesmal in ihrem eigenen Land zum Ausbruch kam.“ Mit diesem Erlebnis begann für Butalia ein Vorhaben, das sie jetzt als Verlegerin in Delhi in die Tat umsetzte. Sie brachte ein Buch mit Erinnerungen an die Teilung heraus. „Ich wollte diesem Thema ein Gesicht geben, es lebendig machen, damit es nicht in Vergessenheit gerät“, so die Autorin. „Die Teilung Indiens ist weder Datum noch Beschluß, sie beinhaltet vielmehr eine Vielzahl von persönlichen Tragödien und Schicksalen.“ Auch das ihrer eigenen Familie. Ihre Eltern mußten mit ihren Angehörigen 1947 wie alle Hindus das muslimische Pakistan verlassen. Nur der Bruder ihrer Mutter blieb im elterlichen Haus in Lahore, das nur 20 Meilen von der Staatsgrenze entfernt liegt. Die Verbindung brach ab. Das letzte, was man hörte, war, daß Urvashis Onkel zum Islam konvertiert sei. „Meine Mutter nahm an, daß ihr Bruder aus reiner Habgier gehandelt habe“, so Butalia. Sie dagegen wollte es genauer wissen. 40 Jahre später besuchte sie ihren Onkel in Lahore und fand einen gebrochenen Mann vor. „Er hatte sein Zuhause verloren, obwohl er noch im Haus seiner Eltern wohnte.“ Zwei Jahre später dann schaffte es die engagierte junge Frau, auch ihre Familie zu einem Besuch in Lahore zu überreden. Die Geschwister hatten sich über 40 Jahre nicht gesehen. Und doch brauchte man nur kurze Zeit, um sich wieder näherzukommen. Urvashi Butalia lacht in Erinnerung: „Wie die kleinen Kinder sind sie durch das Haus ihrer Eltern getollt und haben sich Geschichten aus ihrer Jugend erzählt.“ Aber dieses Glück sollte nicht lange halten. Die muslimischen Angehörigen ihres Onkels wurde mißtrauisch ob der Fremden in ihrem Haus. Später verboten auch pakistanische Behörden den Kontakt der auseinandergerissenen Familie.

Sie hat ihren Onkel nicht mehr wiedergesehen. Doch Urvashi Butalia läßt sich nicht entmutigen. Sie will weiterkämpfen. „Es ist so einfach, Grenzen wieder einzureißen. Viele wollen zwar vergessen, es gelingt ihnen aber nicht . . .“ Auch nicht in der zweiten Generation: „The children of midnight were also the children of the time: fathered, you understand, by history. It can happen. Especially in a country which is itself a sort of dream“, schreibt Salman Rushdie in seinem Bestseller „Midnight's Children“ über die Kinder der Teilung. Das Auseinanderbrechen des Staates war vor 50 Jahren der Preis für die Unabhängigkeit Indiens. Und diesen zahlt man noch heute.

## Die letzten Eindrücke

„Sind sie Naturfreund?“ Nigel, der etwas andere Stadtführer, dreht sich unvermittelt um. Auf ein Nicken weist er dem Fahrer den Weg durch die Straßen, an denen in altenglischen Villen die indischen Politiker ihre Macht genießen. Natur? In Delhi? Der gelb-schwarze Ambassador kommt zum Stehen. Nigel steigt aus, läßt seine Blicke durch die Baumwipfel am Straßenrand schweifen. Niedergeschlagen senkt er den Kopf: „Sie sind nicht da.“ Die Falten seines alten Gesichts verraten fast kindische Enttäuschung. „Sir!“ Der Sikh deutet auf die gegenüberliegende Straßenseite. Und wirklich: Zu Hunderten hängen sie da vor der untergehenden Frühlingssonne in Neu-Delhi. Hunderte von Fledermäusen, groß wie Greifvögel, warten in den Bäumen auf die Nacht. Den alten Mann überfällt Sentimentalität. „Nein“, erklärt er entschlossen, „ich würde nie wieder nach England zurückkehren. Dies ist meine Heimat.“ Und nicht, weil sie so englisch ist.

Ein Tag vor meiner Abreise treffe ich noch einmal Sunil, meinen Kollegen aus Kerala. Er hat mir einen Leserbrief mitgebracht, den ein spitzfindiger Wissenschaftler vom Indian Institute of Astrophysics an das Nachrichtenmagazin „outlook“ geschrieben hat. Er beweist erneut die gleichzeitige Brisanz und Belanglosigkeit meines Themas: „I have always rued the fact that Spaniards failed to succesfully colonise India. For if they did, we would have at least had a few grand Baroque churches to add to our architectural heritage. We would also learn the right use of the definite article for in all Latin languages, unlike English, it changes with the gender.“